

Sie weiss, wo der Basler sein R rollt

Nathalie Claude arbeitet als Sprachcoachin unter anderem fürs Schweizer Fernsehen

Von Markus Wüest

Die einen haben ein Gehör dafür, die anderen nicht. Die einen merken ganz genau, wann Laszlo Kish in der Krimiserie «Wilder» des Schweizer Fernsehens wieder in sein gewohntes Baseldeutsch rutscht, obwohl er einen Gemeindepräsidenten im Berner Oberland spielt, andern fällt's nicht auf. Die Baslerin Sarah Spale, die bei «Wilder» die Hauptrolle spielt, beherrscht ihr Berndeutsch recht gut. Sie hat sehr viel geübt und sich auf die guten Dienste von Nathalie Claude verlassen. Im Gespräch mit der BaZ hat Spale erzählt, dass sie oft per Skype mit Claude verbunden gewesen sei. Die Frage ist, wer ist Nathalie Claude, wie arbeitet sie, wie kam sie zu dieser Aufgabe?

Die einfachen Antworten zuerst: Nathalie Claude ist eine gebürtige Bernerin, die sich in den Vereinigten Staaten professionell zur Jazzsängerin hat ausbilden lassen. Sie lebt seit Jahren in Berlin und sie ist Dialog Coachin.

Zu diesem speziellen Beruf kam sie, weil sie selber Mühe hatte mit der akzentfreien Aussprache. Bei ihr war es das amerikanische Englisch, das bedenklich nach Schweizerdeutsch klingt. Das fiel den Amerikanern auf und das fiel Nathalie Claude selber auch auf. «Wir haben dann bei Judy Davis im ersten Jahr alle Texte nur gesprochen statt gesungen», sagt sie. Mit üben, üben, üben sei es ihr schliesslich gelungen, ihr Englisch zu perfektionieren. Nach drei Jahren in den USA war es makellos.

Englisch als Tarnung

«Nachher in Berlin vermied ich es, Deutsch zu sprechen, weil mein Schweizer Akzent unüberhörbar war und ich dauernd darauf angesprochen wurde.» Stattdessen habe sie immer Englisch gesprochen, quasi als Tarnung. Nathalie Claude sah sich in den darauffolgenden Jahren als Vocal Coach herausgefordert, eine Methode zu entwickeln, wie man den lästigen, störenden Akzent verschleichen kann. Denn die Deutschen hatten genau so zu kämpfen im Englischen wie sie früher.

Es ist eine Methode, die keineswegs nur auf dem Hören basiert – wie man vermuten könnte –, sondern ebenso sehr auf dem Sehen. «Ich begann die Aussprache jedes einzelnen Vokals und jedes einzelnen Konsonanten zu analysieren», sagt Claude. «Wo wird der Laut gebildet, wie wird er gebildet?» Der Basler zum Beispiel rolle sein R an einem ganz anderen Ort im Mund als der Berner. Solche Feinheiten sind leicht hörbar und somit verräterisch.

Weil es auf Hören und Sehen ankommt, war es somit auch wichtig, mit Sarah Spale per Skype zu kommunizieren. Um erkennen zu können, ob die Lippen sich richtig formen, um zu sehen, wo der Laut herkommt.

Auf dieser von ihr vor acht Jahren für ihre Diplomarbeit als Stimm- und



Hinhören und hinsehen. Wer sich bei Nathalie Claude (46) seinen Akzent austreiben lässt, erhält immer zuerst einen Handspiegel.

Sprechtrainerin zum Thema «Klanggewinn» an der Schule des Sprechens in Wien entwickelten Methode fusst das Lehrbuch, das Nathalie Claude Mitte Oktober zur akzentfreien englischen Sprache herausgegeben hat.

Sie verwendet diese Techniken in ihren Praxiskursen für Businessleute oder auch Ärzte, die sich in den USA oder generell im englischsprachigen Raum nicht blamieren wollen, weil man ihre deutsche Herkunft fünf Meilen gegen den Wind hören kann – oder für Schauspielerinnen und Schauspieler, die eine Rolle in einer angelsächsischen Produktion ergattern haben und ihren Akzent verbessern wollen, damit sie gut verstanden und ernstgenommen werden.

Ist das Ganze also leicht lernbar? Jein. So wie es bei den Zuschauern zu Hause am TV solche gibt, die kaum einen Unterschied zwischen einem echten Berner und einem Möchtegern-Berner hören, so gibt es auch solche, die zu Nathalie Claude kommen und mehr oder weniger Talent beweisen. «Ein Gehör für Musik ist sicher von Vorteil», sagt sie. Zudem zeige sich: Je jünger man ist, desto leichter falle es, die Sprache und deren Charakteristika zu verwandeln und anzupassen.

Talentierte und Fleissige

«Es gibt Supertalentierte und es gibt Superfleissige», sagt Claude. Gehört man zu einer der beiden Gruppen, gelingt das Sprachcoaching sicher ein-

facher. Aber Fleiss und ständiges Üben seien ohnehin unerlässlich. Sie gebe ganz am Anfang nicht umsonst immer allen einen Handspiegel, «damit sie sich selber beobachten können, wie sie sprechen». Was macht die Zunge genau, was macht der Kiefer, was machen die Lippen? Eine der interessantesten Feststellungen nach über zehn Jahren Praxis: «Schöne Sprache sieht auch immer schön aus!»

Gegen welche Widerstände – abgesehen vom fehlenden Musikgehör – kämpft sie an? «Es gibt Menschen, die sprechen einfach, ohne besonders darauf zu achten, wie es tönt.» Das sei eines der Hindernisse in ihrem Berufsalltag. Es gebe auch Menschen, die befürchten, mit der Aufgabe ihres ureigenen Dialekts würden sie ihre Persönlichkeit verlieren. Diese Angst müsse überwunden werden. Es gehe sogar im Gegenteil darum, mit den veränderten Tönen in einer anderen Sprache vielleicht auch eine neue Seite seiner selbst zu erkennen (und auszuüben). Sie also ein bisschen wie ein lockerer Ami fühlen, wenn man amerikanisches Englisch spricht, oder in die Haut eines Briten mit einer stiff upper lip schlüpfen, wenn man wie ein Aristokrat aus East Sussex daherreden will.

Spannende Zusatzaufgabe

Dass Nathalie Claude jetzt auch noch Baslern, Aargauern, Zürchern in der alten Heimat beibringt, wie ein Berner sich ausdrückt: eine spannende Zusatzaufgabe, die ihr auch zu einiger Publizität verholfen hat.

«In Amerika oder England gibt es die sogenannten Dialect Coaches schon lange», sagt sie. Wenn ein Amerikaner plötzlich wie ein Schotte klingen soll. Oder ein Brite wie einer aus den US-Südstaaten. «Das kann man alles lernen.» Sie hat im deutschsprachigen Raum in diesem Metier noch ganz wenig Konkurrenz.

Und dank ihres Wissens aus der Jazzausbildung und der Bühnenerfahrung kann sie das, was sie weitergeben will, auch gut vermitteln. Dass es bei Laszlo Kish weniger gut geklappt hat mit dem Berndeutsch als bei Sarah Spale, führt Nathalie Claude darauf zurück, dass sie mit Sarah – in der Hauptrolle – wesentlich mehr üben konnte als mit Kish in einer Nebenrolle. Bei ihr in den Lektionen habe er es auch sehr gut gemacht, «aber er konnte es nachher auf dem Set weniger gut abrufen».

Da hätte halt vielleicht eine Fachfrau wie sie vor Ort darauf achten müssen, wie der gebürtige Basler sein R rollt. Und ob er die Sprachmelodie auch wirklich verinnerlicht hat. Vielleicht muss man sich ein wenig fühlen wie ein Berner Oberländer, um wie ein Berner Oberländer zu reden, wusst'r.

Nathalie Claude: «Akzentfrei Englisch sprechen», Schott Verlag 2017, 136 S. (inkl. CD), ca. Fr. 28.–. www.klanggewinn.de

Momente in Samt und Seide

Solistenabend der AMG

Von Fabian Kristmann

Basel. Fünf Sonaten aus der Wiener Klassik, alle in Moll, drei von Joseph Haydn und zwei von Ludwig van Beethoven: Auf diese unspektakuläre Formel lässt sich das Programm bringen, mit dem Grigory Sokolov derzeit in Deutschland, Österreich und der Schweiz auf Tournee ist.

Was der uneitle und zurückhaltende russische Weltklassepianist aus dieser im Grunde simplen Zusammenstellung herausholt, war innerhalb der Solistenabende der Allgemeinen Musikgesellschaft Basel im voll besetzten Musical Theater zu erleben: Eine zwar episodenhafte, aber dennoch kohärente Abfolge von Einzelsätzen, die weniger von angestrengt intellektueller Sinnsuche geprägt war als vielmehr von einer (scheinbar) jederzeit aus dem einzelnen Moment heraus geleisteten, gleichsam improvisatorischen Gestaltungsarbeit. Nichts wirkte eingeübt oder routiniert.

Das hiess jedoch nicht, dass alle drei Haydn-Sonaten im gleichen Ton erklängen. Gezielt verlieh Sokolov jeder einzelnen einen individuellen Charakter: Zugleich spekulativ introvertiert und durch spielerische Rubati und Verzerrungen aufgelockert das g-Moll-Werk (Nr. 32), ebenmässig mit perlenden Läufen die h-Moll-Sonate (Nr. 47), oftmals hintergründig die drei Sätze aus der Nummer 49 in cis-Moll. Wiederholt fiel Sokolovs meisterhafte Beherrschung der Pianissimo-Artikulation auf, die für delikateste Momente in Samt und Seide sorgte.

Liebliche Heiterkeit

Etwas anders lagen die Dinge bei Beethoven, wo einiges mehr an klassischer Abgeklärtheit zu vernehmen war: Namentlich in der Sonate Nr. 27 in e-Moll (op. 90) liess sich Sokolov auch von der lieblichen Heiterkeit des zweiten Satzes nicht zu Schwärmereien verleiten, sondern blieb emotional kontrolliert. Der Gehalt der Musik wirkte so ganz aus sich selbst. Die letzte von Beethovens 32 Klaviersonaten, das Opus 111, hebt mit einem leidenschaftlich wilden Satz an, der dem Pianisten an diesem Abend – endlich, möchte man sagen – die Gelegenheit gab, seine stupenden technischen Fertigkeiten anzubringen und in den Dienst der Musik zu stellen. Einen schier unendlichen, bruchfreien Bogen spannte Sokolov über die abschliessende «Arietta mit Variationen», die so ihre ganze erhabene Schönheit entfalten konnte.

Einem solchen Vortrag wäre unter normalen Umständen nichts hinzuzufügen. Grigory Sokolov ist aber bekannt für seine Zugaben, die in seinen Konzerten in aller Regel unausgesprochen zum Programm gehören und den Anspruch der üblichen zwei bis drei Dankesgrüsse ans Publikum weit übertreffen. In Basel war dies nicht anders und fiel zusammen mit mehreren Momenten des begeistertsten Applauses.

Nachrichten

Schweizer Kandidaten für Museumspreis

Bern. Gleich vier Museen aus der Schweiz sind für den Europäischen Museumspreis nominiert – mehr als aus jedem anderen Land. Es sind: das Alimentarium in Vevey, das Naturmuseum St. Gallen, das Museum Ackerhus in Ebnat-Kappel und das Kunstmuseum Wallis in Sitten. Insgesamt kandidieren 40 Museen aus 20 Ländern. SDA

Clara Iannotta erhält Hindemith-Preis

Lübeck. Der Hindemith-Preis 2018 des Schleswig-Holstein Musik Festivals (SHMF) geht an die italienische Komponistin Clara Iannotta. Das Votum der Jury sei einstimmig auf die 1983 in Rom geborene Künstlerin gefallen, teilte das Festival gestern mit. Mit dem Preis werde ihre ganz eigene, radikale und kompromisslose Musiksprache gewürdigt. SDA

Basel wartet schon viel zu lange auf eine Museumsstrategie

Zwingend und überfällig

Von Robert Schiess

Der Auslegeordnung der beiden FDP-Grossräte Martina Bernasconi und Stephan Mumenthaler kann man vorbehaltlos zustimmen. Die Forderung nach einer Museumsstrategie steht zwar seit Jahren im Raum. Doch die Abteilung Kultur wird dies kaum ausarbeiten können angesichts der Personal- nicht Knappheit, sondern -fülle. Wenn Christoph Heims Zahlen, die er am 23.11.2017 in dieser Zeitung publiziert hatte, stimmen, dann verteilen sich die 15 Vollzeitstellen dieser Abteilung auf 66 Mitarbeiter, was im Schnitt je Mitarbeiter und Mitarbeiterin rund einen wöchentlichen Arbeitstag ausmacht. Die sind also permanent mit Koordinationen, interner Besprechung und den ordentlichen Aufgaben so beschäftigt, dass kaum Zeit für Analysen, Planungen und Strategien bleibt. Eine unter solchen

Bedingungen entwickelte Museumsstrategie lässt das Tor für Zweifel an deren Seriosität weit offen.

Die räumlichen Wünsche für den Neubau des Naturhistorischen Museums und des Staatsarchivs gehen davon aus, dass das Lagern des Museums- und Archivgutes und das Ausstellen respektive Studieren der Akten im gleichen Haus zu erfolgen hat. Dem ist aber nicht so. Man kann beides trennen. Beispiel: Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich hat schon vor Jahren seine Museumsüter in ein Sammlungs-zentrum in Affoltern am Albis mit Werkstätten und Labors für Restauratoren und Konservatoren ausgelagert, dies 20 Kilometer von den Ausstellungs-räumen an der Limmat entfernt.

Die Trennung der Aufgaben lässt uns dafür den Berri-Bau an der Augustiner-gasse und das Staatsarchiv an der Martinsgasse mit ihren angestammten Aufgaben erhalten. Niemand in dieser

Stadt versteht, dass derart wichtige Institutionen an den Stadtrand verschoben werden sollen. Diese Züglei hätte ausserdem zur Folge, dass die Altstadt sich weiter entvölkern würde, dies als direkte Folge eines kurzfristigen Beschlusses der Politik und einer fehlenden Kulturpolitik.

Eine so entwickelte Museumsstrategie lässt das Tor für Zweifel an deren Seriosität offen.

Heute pilgern Familien auf den Münsterhügel ins «Sauriermuseum», wie es die Kinder nennen. In Zukunft werden sie diese äusserst attraktive, städtebaulich hervorragende Umgebung meiden. Auch wird das Museum im St. Johann wohl mit Besucherschwund

rechnen müssen. Beim Staatsarchiv werden je länger je mehr die Akten digitalisiert, was den physischen Akten- und Archivzugang wohl bald vollständig erübrigen wird.

Eine solche Trennung der Aufgaben hat auch zur Folge, dass das Dreisterne-Denkmal Berri-Bau nicht für die schweren Lasten der Antiken «aufgerüstet» werden muss, sondern mit einer sanften Renovation wieder in den Zustand gebracht werden kann, die dem ersten Museumsbau Basels würdig ist.

Das Antikenmuseum Basel und die Sammlung Ludwig am St. Alban-Graben wurde vor über 20 Jahre mit viel Geld so hergerichtet, damit dort die Antiken hervorragend präsentiert werden können. Was geschähe mit diesen Bauten, wenn die Züglei ins St. Johann beschlossen würde? Blieben sie leer? Fragen ohne Antworten.

Robert Schiess war Vereinspräsident des Basler Heimatschutzes.